

21. Februar 2019, 268. Siegburger Museumsgespräch:

„Zwischen Weltkriegen und Wirtschaftswunder – der Abiturjahrgang 1925 des Staatlichen Gymnasiums zu Siegburg“

(Jan Gerull, Stadtarchiv Siegburg)

Schulzeit 1916-1925

Ostern 1916 betreten sie ehrfürchtig dieses Gebäude, das heutige Stadtmuseum. Wahrscheinlich aufgeregt, ganz bestimmt haben die Eltern ihnen die charakteristische Mütze, die sie als Schüler einer höheren Lehranstalt ausweist, akkurat auf den Kopf gesetzt. 42 Jungen sind es in der Sexta des Königlichen Gymnasiums am Markt, nur zwölf von ihnen werden es schaffen, im Frühjahr 1925 das Abiturzeugnis entgegenzunehmen. Die Gesamtzahl derjenigen, die zwischen 1916 und 25 dem Jahrgang angehörten - die, die später einstiegen, die, die eher gingen, und die, die später einstiegen und eher gingen - ist weit größer. „Abitur 1925“ ist für diesen Abend eine weite Kategorie, wir betrachten einzelne Biographien der erweiterten Gruppe, zu der 99 Männer gerechnet werden. Viele von ihnen legten an anderem Ort oder später am selben Ort ihre Prüfungen ab. Sie fühlten sich den 1925ern zugehörig, hielten Kontakt.

Über Lebenswege und Lebensbrüche will ich Ihnen heute berichten. Im Stadtarchiv sind zwei Chroniken des Jahrganges aus den Jahren 1950 und 1965 erhalten, angefertigt zur 25- und 40-jährigen Wiederkehr der Reifeprüfung, die als Grundlage dienen.

Wir beginnen mit Punkt eins, der Schulzeit am Königlichen, nach der 1918er Revolution dann Staatlichen Gymnasium. Die Jungen, von denen wir heute sprechen, streben mit dem Abitur eine universitäre akademische Laufbahn an.

Das Gymnasium ist nicht einfach zu erreichen. Private Vorschulen, Aufnahmeprüfungen, weite Anfahrtswege oder aushäusiges Wohnen – die Hürden *vor* sind wie die Anforderungen *im* Schulbetrieb gewaltig. Unmöglich, dass ein Arbeiterkind in diese Sphäre eindringt.

Zur Ausbildung wissenschaftlichen Denkens, so das Denken dieser Zeit, sind Latein und Griechisch essentiell. Bei den Hausaufgaben gilt folgende Faustregel: 100 Homerverse pro Stunde. Schroff werden Eingaben beim preußischen Kultusministerium, die eine Verkleinerung des Lernbergs fordern, abgewiesen.

Dennoch kommt der Spaß und Scherz nicht zu kurz, die Streiche der etwa zeitgleich spielenden Feuerzangenbowle werden auch von dieser Schülerschaft ausgeheckt. Tintenfässer fliegen aus dem Fenster, zerplatzen mit einem Knall auf dem Markt. Humorige Bilder - das Wort „Comic“ wird es noch nicht gegebene haben - nehmen die gepanzerten Römer und die lorbeerbekränzten Griechen aufs Korn.

Die Lehrer werden, ganz wie heute auch, geliebt oder gehasst. Da ist der gebürtige Münsteraner Dr. Adolf G., der bissig ist, spottet, „mit sich und der Welt wohl nicht zufrieden war“, wie seine Schüler mit einem Abstand von 40 Jahren konstatieren. Er lässt sich Strafarbeiten morgens um sieben Uhr nach Hause bringen. Das Herzklopfen des zwölfjährigen Pennälers beim Klopfen an der Lehrtür kann man sich lebhaft vorstellen. Genius' Schüler wollen nicht ungerecht sein und bemerken, dass sein Sohn im Ersten Weltkrieg fiel - das Eiserne Kreuz vor Augen, aber eben noch nicht an der Uniform. Der Vater richtet eine Postkarte an Reichspräsident Ebert, dass dieser dem Sohn das Kreuz posthum verleihen möge. Es gelingt.

Da ist Wilhelm K., ein Quartalstrinker, der in verkatertem Zustand den Klassenraum betritt und lispelt: „Beschäftigt euch selbst!“ Sein Feindbild ist ein Hennefer Jüngling, der sich regelmäßig über den Papierkasten beugen muss und mit der flachen Hand verhauen wird. Pädagogik anno 1916.

Und da war, am anderen Ende der Skala, der vergötterte Ordinarius Kartels. In der Chronik von 1950 schreiben seine Schüler, dass er es war, der die Kinder unmittelbar nach der Einschulung von der Notwendigkeit eines Klassentagebuchs überzeugte:

„Daß der Zusammenhalt nach 25 Jahren noch so eng ist, verdanken wir vor allem unserem ersten Ordinarius, Herrn Studienrat Kartels, der schon in den ersten Tagen unserer Sextanerzeit durch die Einführung einer Klassenchronik hierzu den Grundstein legte. Unser alter Lehrer – dessen treue Anhänglichkeit an die Klassengemeinschaft durch regelmäßige Teilnahme an den jährlichen Zusammenkünften immer wieder auf's neue bekundet wird – verstand es, trotz

großer Strenge während des Unterrichtes und trotz höchster Anforderungen an die Leistung des einzelnen, zwischen sich und seinen Schülern ein Verhältnis zu schaffen, welches so war, daß wir für die Ausbildung unserer eigenen Kinder nur den Wunsch haben können, diese möchten unseren alten Studienrat Kartels zum Lehrer haben.“

Die Kriegsumstände haben bestimmt zu Kartels Anregung geführt, das Erlebte genau festzuhalten. Normalität gibt es nicht für die Jungen, die 1916 beginnen. Der Unterricht wird ausgedünnt, weil die Lehrer fehlen. Sie stehen im Feld. Die Schüler versorgen die vorbeiziehenden Truppen am Bahnhof. Sie helfen mit, die Lazarette einzurichten. Sie helfen bei der Ernte, sammeln „Liebesgaben“ wie Gold, ausländisches Geld und Ölfrüchte. Sie sind aktiv an der Werbung für die Kriegsanleihen beteiligt, zeichnen diese auch selbst. Sie schicken Weihnachtspäckchen an die Front, werden zu Siegesfeiern in die Aula gerufen.

132 ältere Schüler des Gymnasiums werden über Nacht von der Spätpubertät als sogenannte Feldgraue in den Fleischwolf geschickt. 20 kommen nicht zurück. Weiterhin gehören 43 Ehemalige zu den Gefallenen des Krieges. Die Tafel an der Aula des heutigen VHS-Studienhauses in der Humperdinckstraße erinnert an sie. Im letzten Kriegsjahr finden keine Reifeprüfungen statt. Es sind keine Oberprimaner mehr da!

Nach dem Waffenstillstand 1918 sieht es nicht besser aus. Vom 26. November bis zum 14. Dezember 1918 kommen die Truppen von der Westfront zurück. Württembergische Einheiten nehmen Quartier im Schulgebäude. Im Keller stehen ihre Pferde. Der Unterricht fällt aus.

Dann folgen die britischen Besatzer. Sie nehmen diverse Räumlichkeiten in Beschlag. Mehrfach fällt die Schule aus, weil Heizmaterial fehlt. Die spanische Grippe greift um sich.

Schule im Ausnahmezustand, auch später, kurz vor dem Abitur. Hierzu ein kleiner Exkurs: Wir haben es nicht nur mit Sieburgern zu tun. Die hier besprochene Schule zog früher noch stärker als heute Lernende aus der Region an. Weite Anreisen waren 1916-25 an der Tagesordnung.

Das chaotische erste Drittel der Weimarer Republik mit den zur Besatzung hinzutretenden Auswirkungen des Ruhrkampfes machte den Auswärtigen zu

schaffen. Der Schüler Wilhelm K. hätte, da die Bahn nicht mehr fuhr, „täglich einen Fußmarsch“ aus Hennef absolvieren müssen. K. geht 1923 ab, wird Kaufmann.

Josef W. unterbricht den Schulbesuch für fast ein Jahr. Er muss täglich vom unbesetzten Eitorf über die Grenze bei Blankenberg ins besetzte Siegburg kommen. Sehr wahrscheinlich, dass ihm dies unmöglich ist und zu seiner langen Abwesenheit führt.

Ordinarius Kartels reagiert auf diese Unwägbarkeiten auf seine ganz eigene Art. Er führt die Schüler auf einen monatlichen Wandertag. Der Lehrer gibt „seinen“ Jungen die Möglichkeit zur Flucht aus den Härten des Alltags, zum Glücksempfinden abseits der Belastungsorte, zum im Vergleich zum Unterricht zwanglosen Beisammensein, zum Bilden von tieferen Freundschaften. Beim Wandern wird selbstverständlich gesungen.

Der Lehrer vertreibt mit den Touren selbst die dunklen Gedanken. Kartels ist seit dem Versailler Vertrag ein tief verwundeter Mann. Seine Heimat, die Saar, wird unter die Kontrolle des Völkerbunds gestellt. „Die Waffenstillstands- und Friedensbedingungen empörten mich außerordentlich; daß sogar meine Heimat, das Saargebiet, dessen Gefährdung ich bis dahin nicht mit einem Gedankenhauch in Erwägung gezogen hatte, vom Vaterland getrennt werden sollte, erschütterte mich.“

Nicht unerwähnt lässt Kartels die Überheblichkeit der Sieger. Die Kanadier, die 1919 bei ihm an der Ecke Bergstraße/Mühlengasse, heute Mühlenstraße, einquartiert sind, bezeichnet er zunächst als anständig. Als der Vertrag von Versailles bekannt wird, versuchen sie, Kartels kann aufgrund seiner Adresse als Augenzeuge angenommen werden, das Kriegerdenkmal zu zerstören. Die Viktoria fällt nicht. „Es gelang ihnen nur, die eiserne Umfriedung niederzureißen“, schreibt ein im negativen Sinne tief beeindruckter Kartels.

Der Lehrer ist von diesem Zeitpunkt zur politischen Arbeit entschlossen. Er wird Mitglied des „Verbands der Auslandsdeutschen“, der das Ziel hat, aus dem Kernland heraus den bedrängten Volksgenossen im Ausland zu helfen. Auf Kartels Initiative gründet sich in Siegburg die erste V.D.A-Ortsgruppe im Westen Deutschlands, angegliedert ist eine Schulgruppe an seinem Gymnasium.

Inhaltlich wird die Thematik im Geschichts- und Deutschunterricht gefestigt. Legendär und gefürchtet sind Kartells 7-Fragen-Arbeiten zum „Deutschtum im Ausland“. Die Schüler schreiben: „Wer auf diesem Gebiet versagte, war erledigt.“

Studenten in der Weimarer Republik

Setzen wir unsere Begleitung fort und gehen mit dem Abiturjahrgang 1925 ins Studium. Kein leichtes Unterfangen, die Mitglieder schweigen sich über die Zeit von 1925/26 bis in die frühen 1930er Jahre aus.

Fast wäre man versucht, diesen Lebensabschnitt unserer Gruppe zu überspringen, fiele nicht in der Chronik von 1950 die am Ende angehängte Rubrik „Studium und Aktivitas“ auf. Aktivitas, damit ist die Mitgliedschaft in Studentenverbindungen gemeint.

In der Weimarer Republik sind bis zu zwei Drittel der Studenten korporiert, in Verbindungen und Burschenschaften organisiert. Wie heute bildeten die Verbindungsstudenten weit über ihre Studienzeit hinaus ein Netzwerk, privat wie beruflich. In der Weimarer Zeit mit Armut, die weithin um sich greift, mit Wohnungsnot und Geldmangel, mit dem viele Studenten zu kämpfen haben, ist die Mitgliedschaft ein soziales Netz. Die Bedeutung des günstigen Daches über dem Kopf darf angesichts unterernährter Studenten, die unter Brücken schlafen, nicht unterschätzt werden.

Wenn sich der Student der Eisenhüttenkunde A. in Aachen, der Philosophie- und Medizinstudent H. in Köln, Bonn und Wien oder der angehende Rechts-, Volks- und Staatswissenschaftler B. in Bonn, Wien und Köln einer Verbindung anschließt, so sucht er jeweils die Nähe zu Gleichgesinnten, zu denen, die das Weltbild teilen.

Welches Weltbild das ist, zeigen die Zugehörigkeiten der drei Herren. Sie alle treten einer katholischen Verbindung unter dem Dach des CV bei – CV gleich Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen. Die

Klassenkameraden A., B., M. und R. entscheiden sich für den KV, den Kartellverband der katholischen deutschen Studentenvereine, im Unterscheid zum CV nichtfarbentragend.

Hier findet die Herkunft aus konservativ-bürgerlichen und vor allem katholischen Verhältnissen des Rheinlands ihren Niederschlag. Ihre Herkunft nehmen die Genannten in Form einer Haltung mit in die Großstädte, die im Kreise der „Bundesbrüder“ gefestigt wird.

Statt einer Oppositionsstellung zu Heimat und Elternhaus, wie sie studierende Kinder- und Enkelkindergeneration häufig einnehmen sollten, scheint in unserem Jahrgang die Konstanz vorzuherrschen.

Dass der Kontakt zu Lehrer Kartels über die Jahrzehnte geradezu schmiedeeisern ist, ist auch der Tatsache geschuldet, dass Kartels selbst Verbindungsmann ist. Seit seiner Studienzeit in Straßburg und Marburg ist der „kleine CV“, der im großen CV aufging, sein Zuhause. Wahlspruch: Für Gott und Vaterland.

Das „Wissen, wo man steht“ tat Not in einer Welt im Wandel. In der zweiten Hälfte der Weimarer Republik schießen die Studentenzahlen in die Höhe. 140.000 Studenten an Hochschulen gibt es, zur Jahrhundertwende waren es 40.000. Anfang der 1930er Jahre, als unsere Gruppe den Abschluss macht, sind bereits 20 Prozent der Studierenden weiblich.

Ab 1925 passiert Bemerkenwertes. Erstmals gibt es mehr junge Menschen, die über die Konkurrenzanstalten des Gymnasiums die Universität erreichen, etwa über die Oberrealschule, das Realgymnasium oder das Lyzeum, die höhere Schule für Mädchen.

Eng damit verbunden ist die soziale Öffnung der Hochschulen. Mehr und mehr strömen Kinder von nichtstudierten Angestellten, Handwerkern und kleinen Kaufleuten an die Universität.

Der großen Bildungsambition steht die wirtschaftliche Depression gegenüber. Arbeitsplätze für die Absolventen sind nach den massiven Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise rar, das „Parkstudium“, also die Verlängerung des Lernens wegen fehlender beruflicher Anschlussmöglichkeiten, ist ein Schlagwort der Zeit.

Wie die Gesamtgesellschaft lehnt die akademische Jugend der späten 1920er und frühen 1930er Jahre die Weimarer Republik mehrheitlich ab. Völkische, revanchistische und antisemitische Töne prägen den Diskurs.

Starken Zulauf hat der 1926 gegründete Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund. Unter der straffen Führung von Baldur von Schirach beginnt im Wintersemester 29/30 eine beispiellose Propagandawelle an deutschen Universitäten. Die Nazistudenten gewinnen in Erlangen und Greifswald mehr als 50 Prozent der Sitze in den Studentenvertretungen, in Gießen 36 Prozent, in Leipzig, Jena, Breslau, Braunschweig und Heidelberg 25 Prozent. Reichsweit kommt die NSDAP bei Wahlen zu diesem Zeitpunkt gerade auf 10 Prozent.

In München sprengt der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund Vorlesungen mit Tränengas. Mindestens sechs Siegburger Studenten unseres Siegburger Abiturjahrgangs werden Zeugen der gewalttätigen Münchner Agitationen. Schon im Juli 1931 feiert die NSDAP die „Erste Machergreifung“, die an den Universitäten. Von Schirach wird zum Jugendführer der Partei befördert.

Wie eine Welle trifft die neue Bewegung die Studentenschaft. Mit den rechtsgerichteten Korporationen gibt es eine große geistige Schnittmenge, die Braunen machen ihnen die Mitglieder streitig. Anziehend ist das skrupellos-handfeste Vorgehen der Nazis samt der simplen Verheißungen auf ein rundum besseres Deutschland auf die neuen Studenten, also die, denen an der Universität die Orientierung fehlt.

Auf Widerstand stößt der studentische Ableger von Hitlers Partei bei den konfessionsgebundenen Verbindungen wie dem CV. Bischöfe und CV-Seelsorger halten das Rassedenken der Nazis für unchristlich, verbieten den Gläubigen den Parteieintritt.

Am 28. März 1933 ändert sich die Situation. Nach Zusicherungen Hitlers und einer Unterredung mit Rom zieht die Fuldaer Bischofskonferenz bei (Zitat) „Aufrechterhaltung der Ablehnung gewisser religiössittlicher Irrtümer im Nationalsozialismus“ alle Verbote und Warnungen für Katholiken zurück. Der CV folgt den Bischöfen, bekennt sich zum neuen Staat. Es folgen Auflösung vor und Wiederbegründung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Stotternder Start ins Berufsleben/Weltwirtschaftskrise

Der Schwarze Freitag an der New Yorker Börse, die weltweite Wirtschaftskrise – sie wirkten sich auf die Laufbahnen unserer Gruppe aus, auf den Arbeitsmarkt drängt, als sich der ökonomische Schatten über das Land legt.

Glücklich kann sich da noch Ingenieur Hans R. schätzen, diplomiert in Eisenhüttenkunde an der Technischen Hochschule Aachen. Zu den Fügungen in seinem Leben gehörte die Einstellung 1930 für den bescheidenen Lohn von 200 RM im Monat brutto (umgerechnet kaum 1.000 Euro) beim einem Eisen- und Stahlwerk in Volmarstein an der Ruhr. Zu den Umständen seiner Hochzeit drei Jahre später schreibt er rückwirkend, es sei eine Zeit gewesen, in der die allgemeine wirtschaftliche Lage noch katastrophal war. Seinem Betrieb bleibt er zeitlebens treu, arbeitet sich hoch bis zum Prokuristen und ist so unentbehrlich, dass er nicht zur Wehrmacht eingezogen wird.

Exemplarisch für das lange Warten an der Uni - in dem Fall Bonn - der Lebenslauf von Werner S.. Unidiplom in Chemie 1928, Doktorexamen Anfang 1930 mit „sehr gut“, lange Privatassistent eines Professors am Chemischen Institut. „Die Aussichten auf eine Anstellung in der Industrie waren sehr gering, so dass es mir erst zum 1. August 1933 gelang, bei der I.G-Farbenindustrie AG in Leverkusen als Chemiker angestellt zu werden. Dr. S. blieb über den Krieg hinaus bei Bayer.

Zwei unterschiedliche Gründe des diffizilen Berufseinstiegs nennen uns die Juristen. Fritz S. aus Ruppichteroth: „Das Jahr 1932 brachte für mich durch die Ablegung des Assessorenexamens den Abschluß der juristischen Ausbildung, aber noch keine dauernde berufliche Beschäftigung. Es war die Zeit der wirtschaftlichen Depression

und eines großen Überflusses an Juristen. Erst nach einem Jahr erhielt ich ein längeres Kommissorium beim Arbeitsgericht Stollberg.“

Wir sprachen ja schon über die rasant gestiegenen Studentenzahlen in der zweiten Hälfte der Weimarer Republik, die sich hier bemerkbar machen.

Einen weiteren Grund für den Wartestand sind die veränderten politischen Verhältnisse seit dem 30. Januar 1933. Josef W. will im „Leben etwas darzustellen und leisten“, wird Jurist, um wie sein Vater, der Bürgermeister von Eitorf war, leitender Kommunalverwaltungsbeamter zu werden. Das Fernziel ist schon klar: Oberbürgermeister! Nach dem Assessorenexamen 1933 kommen für diese Laufbahn aber nur „alte Kämpfer“ in Frage. W. bleibt der direkte Aufstieg in höhere Sphären verwehrt. Er verbringt zwei Jahre „in informatorischer Tätigkeit“ bei der Stadtverwaltung Köln (einer Art Presseabteilung?), wird danach von der Staatsanwaltschaft übernommen.

Sprung ins Berufsleben – Aufschwung in Infrastruktur und Rüstung

Schneller als andere Länder erholte sich Deutschland von den Nachwehen der Weltwirtschaftskrise. Die Talsohle der Depression ist zum Machtantritt der Nazis durchschritten. Es stärkt die Legitimation des Regimes, dass die Arbeitslosenzahlen in den Anfangsjahren, zwischen Januar 1933 und 1937, um 5 Millionen sinken.

Erreicht wird dieses nationalsozialistische Wirtschafts- und Jobwunder durch massive Investitionen in den Bau von Straßen, Stichwort Autobahn, und öffentliche Bauten. Größte Bedeutung hat für Hitler die Wehrhaftmachung des deutschen Volkes. Früh wird auf den Krieg hinproduziert. An den beruflichen Werdegängen unserer Siegburger lässt sich die Wirtschaftspolitik des Dritten Reichs ablesen.

Nehmen wir den Ingenieur Hanspeter M. aus Eitorf. Unter dem Punkt „Berufliche Entwicklung“ schreibt er: „1932-45 Reichsbahn-Bauführer bei der Reichsbahndirektion Köln und 1936 bis 1938 oberste Bauleitung Reichsautobahn Köln“.

Traf er auf der entstehenden Autobahn 3 Josef L. aus Hennef? Abgegangen kurz vor dem Abi 1925, arbeitet er erst in der Hennefer Gemeindeverwaltung, folgt dann 1936 dem Lockruf der Wirtschaft, wird kaufmännischer Leiter bei einer Kölner

Bauunternehmung. Das Unternehmen ist zwischen Köln und Frankfurt auf der A3 und bei Wermelskirchen auf der A1 tätig.

Unterkünfte für das Heer im äußersten Osten und Westen des Reichs baute der Architekt Ernst B.. 1934 bis 1936 im Heeresamt Liegnitz, dann bis 1937 Wehrkreisverwaltung Breslau, 1937 bis 1942 Vorstand des Heeresbauamts Koblenz.

Schwenk zur Düsseldorfer Waffenschmiede Rheinmetall. In den Rheinmetall-Borsigwerken ist Norbert A. nach Studium der Eisenhüttenkunde in Aachen in Lohn und Brot. Der Betriebsassistent der Versuchsanstalt kümmert sich um FLAK-Geschütze, Maschinengewehre etc.

Bernd-Friedel van der L., Troisdorfer, Abitur 1925 in Siegburg, studiert in Heidelberg, München und Königsberg Jura. Kommt beim großen Sprengmittelhersteller WASAG, Westfälisch-Anhaltische Sprengstoff AG, als Sozialreferent unter. Einsatzort ist das Werk Reinsdorf bei Wittenberg.

Gleiche Branche, auch ein Betrieb der IG Farben, nämlich die Dynamit AG in Nürnberg. Ernst R., der zwischen 1925 und 1930 an der TH München Maschinenbau studiert und mit dem Diplom abgeschlossen hat, findet hier Zitat „eine Lebensaufgabe und ungewöhnliche Entwicklungsmöglichkeiten“.

Kontinuierlich arbeitet er sich nach oben, vom Direktionsassistenten zum Fabrikdirektor mit nicht mal 40 Jahren. Produziert werden Jagd-, Sport und militärische Munition, Zündhütchen und Sprengstoffe. Der Betrieb ist eng verzahnt mit den offiziellen militärischen Stellen. R. ist Leiter einer technischen Sondergruppe beim Wehrkreisbeauftragten und Vorsitzender einer Abteilung des Hauptausschusses Munition beim Reichsminister für Bewaffnung und Munition, das war erst Fritz Todt, nach dessen Tod 1942 dann Albert Speer.

Last but not least in der Runde der Techniker – das Genie, Karl S.. Lohmarer, Primus und Klassenüberspringer. Verlässt seine Mitschüler 1922, macht als Externer in Bonn am Beethovengymnasium Abitur, schreibt sich schon zum Wintersemester 1923/24, also anderthalb Jahre, bevor seine Siegburger Kameraden Abitur bauen, in Köln für das Mathe- und das Physikstudium ein. Nach der Promotion in Mathematik geht es steil berauf. Dr. S. 1932 wechselt zu Telefunken nach Berlin. Er übernimmt die Rundfunkentwicklung, wird 1936 Abteilungsleiter für die gesamte

Röhrenentwicklung und gleichzeitig Prokurist. 1939 schmückt der Titel „Direktor“ seinen Namen.

Das Regime streckt die Fühler aus. Radio ist das Massen-Medium der Gegenwart, das Fernsehen das der Zukunft. Der Staat muss ungeahndete Propagandamöglichkeiten vor Augen gehabt haben.

S. schreibt: „So lag die Verantwortung sowohl für die Forschung als auch die Entwicklung auf dem Röhrengebiet im großdeutschen Reich bei mir. Ich war gleichzeitig Mitglied der Entwicklungshauptkommission Elektrotechnik im Ministerium Speer.“

Albert Speer, wie Karl S. Jahrgang 1905, ist dafür bekannt, sich mit jungen, erfolgshungrigen Mitarbeitern zu umgeben. Hitler selbst prägt den Begriff des „Kindergartens“ für die Jungspunde. Bekannte Namen des späteren Wirtschaftswunders wie Josef Neckermann gehören zu den Buben Speers.

Einsatz im Zweiten Weltkrieg/mit dem Leben davongekommen

In längeren Chronik-Passagen melden sich unsere Protagonisten von der Kriegs- und Heimatfront. Wir vollziehen dank ihrer Schilderungen Welt- und Stadtgeschichte hautnah nach.

„Als das größte Abenteuer seines Lebens“ bezeichnet Oberstleutnant Josef K., der spätere Rektor der Wolsdorfer Grundschule, die Flucht aus dem Berliner Kessel im Mai 1945. Was hier unter Männern als Abenteuer dargestellt wird, ist nichts anderes als das Glück, eine Kette von eigentlich todbringenden Situationen lebend überstanden zu haben.

K. durchbricht die Reihen der Sowjets südwestlich der Reichshauptstadt, überwindet bei Roßlau die Elbe, überklettert von Dessau aus zu Fuß und unter Umgehung aller Sperren den Harz, erreicht vier Wochen später die damals in Bergneustadt lebende Familie. Einige Monate britische Kriegsgefangenschaft folgen, am 13. Februar 1946 kommt er frei.

Gerd M.-B., Stabsingenieur im Range eines Majors, ist bei der Luftwaffe. Absturz mit einem Nachtjäger unweit von Catania auf Sizilien. M.-B. kommt mit harmlosen Hüftprellungen davon. 14 Tage später ein erneuter Crash wegen versandter Motoren im nordafrikanischen Tobruk. Er kämpft auch auf dem Balkan, ist dann bei der

Einnahme Lembergs dabei. Mit jedem Kilometer ostwärts wächst die Brutalität. Sehr gut möglich, dass sich hinter dem Satz „dann Tarnopol, wo mir schreckliche Mord- und Bluttaten vorgeführt wurden“ Massaker an Zivilisten verbergen.

Seine Familie lebt derweil in Hannover, wird ausgebombt. Onkel und Tante sterben bei einem Luftangriff Ende 1943, M.-B. verliert sämtliches Hab und Gut. Elf Generationen alte Familienbilder, eines von 1688, gehen in Flammen auf. Er heiratet an Heiligabend 1943. Seine Gattin muss nur zwölf Monate später zusehen, wie in München, wohin sie gezogen ist, der Hausstand erneut verbrennt.

Josef P. studiert Zahnmedizin in Bonn, praktiziert seit 1937 in Oberhausen, als er 1941 die Einberufung erhält. Ihn verschlägt es in den höchsten Norden, nach Tromsø, Norwegen. Als Truppenzahnarzt geht er mit zwei Gehilfen auf Reisen, klappert auf einem ehemaligen Walfänger die von Zahnweh geplagten Wehrmachtsoldaten am Polarkreis ab. Landeinwärts nimmt die Zahnsanitätsgruppe den Pferdeschlitten. „Bei 35 bis 40 Grad minus fahren wir 10 Tage lang einen zugefrorenen See hinter.“ Eine Schifffahrt endet mit dem Torpedobeschuss eines russischen U-Boots. 15 Minuten treibt er im Meer, bis ein Rettungskutter ihn aufnimmt. In akademisch-gestelzter Ungerührtheit, die von der tatsächlichen Eiswasserkälte wenig spüren lässt, schreibt er: „Ich war nun gezwungen, unfreiwillig ein etwa viertelstündiges Bad zu nehmen, das mir aber nichts anhaben konnte.“

P.s Vater stirbt bei einem Angriff im Januar 1945 im „Luftgau Münster“. Im März dient der Zahnarzt an einem Flak-Geschütz in Bergisch Gladbach, erleidet einen Beinsteckschuss. Das linke Bein muss abgenommen werden.

Tod im Weltkrieg

Insgesamt sterben sieben Männer im Krieg, die ganz oder zeitweise den 1925ern angehörten. Zwei Tage im März 1945 ist der bereits vorgestellte Norbert A., der bei Rheinmetall in Düsseldorf kriegswichtige Arbeit leistet, mit dem Fahrrad entlang der rechten Rheinseite zur in Siegburg untergekommenen Familie unterwegs.

Daheim wird er zum Volkssturm eingezogen und fällt am 7. April 45 auf dem Sonnenberg bei Eitorf. Einwohner der nächstgelegenen Häuser begraben ihn im Wald. Tage später erfährt die Frau vom Schicksal des Mannes, lässt ihn, wie die Chronik 1965 berichtet, „unter ziemlich schwierigen Umständen ausgraben und nach hier [also Siegburg] überführen“.

Friedel van der L., der erwähnte Sozialreferent der Sprengstofffabrik, zieht wie sein Schulfreund A. erst spät, nämlich 1944, in den Krieg. Anfang Mai 45 kämpft er nahe Dresden und gerät in russische Kriegsgefangenschaft. Jahrelang ist sein Verbleib ungewiss, es gibt keine Nachricht. Im Mai 1949 hat seine Frau, die mit dem Jahrgang Kontakt hält, die Hoffnung noch nicht aufgeben: „Es kommen jetzt so viele Transporte aus dem Osten. Vielleicht ist auch mein Mann 1950 beim Klassentreffen dabei.“

Van der L. kommt nicht zurück. Irgendwann in den 1950er Jahren muss die Nachricht seines Todes bei der Witwe und den Freunden aus dem Gymnasium angelangt sein. In der Chronik von 1965 lesen wir: „Starb am 28./29.7.1945 im Kriegsgefangenen-Lazarett bei Wladimir/UdSSR an Gesichtsrose und Diphtherie.“

Russischer Kriegsschauplatz vs. Blüten der Zivilisation

In den Schilderungen des russischen Kriegsschauplatzes treffen wir immer wieder auf das Wort Zivilisation. Beklagt wird die Abwesenheit. In den bitterbösen, herablassenden Bemerkungen spiegelt sich die deutsche Überheblichkeit, die die anfänglichen Siege im Osten noch verstärken. Als sich das Blatt wendet, ist die wütende Artikulation der Vorurteile mehr und mehr ein Ventil für die Sinnlosigkeit des Unternehmens Barbarossa.

Regierungsbaurat Ernst B., der Unterkünfte für die Truppen baut, schreibt am 18. Oktober 1942: Außer in größeren Städten vegetiert man hier meist in Panjehütten aus Holz und Strohdächern herum, daß es dabei auf einen Floh oder eine Wanze mehr oder weniger nicht ankommt, klingt für einen zivilisierten Europäer zwar merkwürdig, ist aber wirklich so. Na, wenn ich wieder mal bei unserer Abiturientia zum Klassentag erscheinen werde, werde ich mich vorher entlausen lassen.“

Drastisch drückt sich in einer Postkarte vom 15.12.1941 Dr. Eberhard G. aus, der in Bonn – hier aktiv im Studentencorps Polatia – und München Betriebswirtschaft und Soziologie studierte und im Krieg als Lastwagenfahrer eingesetzt ist. Hinter seinem „Im Winter ist dieses Paradies der Werktätigen natürlich noch deutlich beschissener als im Sommer“ steckt der Ärger über das Nichtfunktionieren des militärischen Fuhrparks angesichts morastiger Verkehrswege im Herbst und 35 Minusgraden im Winter. Auch davon berichtet er.

Später, am Don, fährt G. in hässlicher Poesie fort: „Inzwischen liege ich nun wieder in den dürren Armen von Mütterchen Russland. Hauptsächlich Steppengras und Disteln, selten ein Feld oder Baum. Alle paar Stunden eine sehr ärmliche Lehmhütte. Dafür Unmengen von Staub und Fliegen. Ein unmögliches Land.“

Peter K. pflichtet bei: „Die Art und Primitivität der russischen Landschaft und seiner Bewohner stehen uns zum Halse heraus. Eine Feuerstätte, wie Erdbewohner sie haben, erwärmt unsere Bunker. All der Annehmlichkeiten deutscher Zivilisation gedenken wir nur noch in fernen Träumen; wenn wir wieder einmal deutschen Boden betreten, werden wir nicht mehr zu halten sein.“

Dem gegenüber stehen die Bezeichnungen der antiken Stätten, die im Süden erreicht werden und heimatliche – weil an die Schulzeit erinnernde – Gefühle wecken. Hier ist von einem Zauber die Rede.

Flugingenieur Gert M.-B. nimmt im Telegrammstil mit in die Wolken nahe des Olymp: „Ich habe eine Menge aufregender und auch großartiger Mittelmeerflüge hinter mir – Malta, Sizilien, den Ätna, die wundervollen Berge Kretas von oben – Geleitzüge aus großer Höhe, die ganze afrikanische Küste – oftmals über der Akropolis – der ganze Zauber der Antike wird einem bewusst.“

Kamerad Ernst B. kommt in Italien mit dem Geist der großen Lateiner in Berührung kommt: „Inzwischen bin ich viel herumgekommen in diesem schönen Land, das einst auch unsere alte Bekannten vor der Penne, den guten seligen Cäsar, Horaz, Catull, Tibull, Properz, Virgil und viele andere beheimatete.“

Noch einmal zurück nach Russland, in die Kälte von minus 40 Grad. Wie wappnet man sich geistig gegen diese existentielle Notlage, woran hält man sich fest? Ein Gebet? Im Falle von Peter K. mit uralter Grammatik! „Hunderte von lateinischen und griechischen Formen und Regeln weiß ich noch auswendig wie am ersten Tag, so daß einige Altphilologen unserer Kompanie vor Erstaunen erblassten. Kein Beweis für Eifer und Arbeit, sondern für die solide Methode, preußisch könnte sie man dem Geist nach nennen.“

An der Heimatfront

Bei fast 100 Jahrgangsmitgliedern, da wird doch ein Geistlicher dabei sein, fragen Sie. Es waren drei, einer von ihnen, Kaplan Walter H., erlebt den Bombenkrieg und wiederholte wohnliche Entwurzelung in Essen.

7.4.1944: „Mine ging in kurzer Entfernung herunter. Ich kann noch wohnen bleiben. Kirche ist vorerst unbrauchbar. Noch eine Nachricht aus der unmittelbaren Nachkriegszeit, 5.9.45: „Wenn Du hörst, daß ich nunmehr meine 9. Wohnung hier in Essen bezogen habe, dann wirst Du Dich nicht wundern, daß ich Deine letzte Nachricht nicht erhalten habe. Unsere Gemeinde hat restlos alle Gebäude verloren, so daß wir in einer trostlosen Lage sind. Man hat seitens der Stadt unsere Situation erkannt und auch weitgehende Hilfe versprochen.“

Der Krieg lässt Hülsters Gemeinde von vormals 12.000 auf 3.500 Seelen zusammenschrumpfen.

Karl H. lässt sich nach seiner Assistenzarztzeit in Dernbach und Frechen in Inden im Kreis Düren als praktischer Arzt nieder. Im November 1944 rückt die Front näher und H., der letzte zivile Arzt und gleichzeitige Betreuer von vier verlassenen Praxen in Inden, flieht in seine Heimat, nach Siegburg.

Die Menschenströme, die unsere Stadt damals aus dem linksrheinischen Gebiet erreichen, sind gewaltig. Bürgermeister Fritz Eickhoff gibt an, zwischen dem 18. und 24. November 1944 23.000 Flüchtlinge aus dem Dürener Gebiet Richtung Mitteldeutschland durchgeschleust zu haben. 1.900 Personen bleiben als Ausgebombte und Evakuierte in der Stadt - wie H.. Skurriles Detail: Große Teile der Aachener Stadtverwaltung und der Staatsanwaltschaft, 800 Mitarbeiter, sind Ende November 1944 in Siegburg untergebracht. Aachen ist da schon einen Monat in amerikanischer Hand.

H. erlebt die Auflösung des sogenannten Dritten Reichs hautnah. Er übernimmt die medizinische Betreuung in einem der drei Stollen im Michaelsberg, in denen die durch alliierte Luftangriffe Obdachlos gewordenen unterkommen. Er wird sehr wahrscheinlich Zeuge einer denkwürdigen Demonstration. Frauen aus dem Stollen ziehen zur Stadtkommandantur und verlangen ein Ende der Kampfhandlungen, wollen endlich Frieden. 100 sind es zuerst, am Ende stehen 200 Mütter und verwitwete Ehefrauen vor dem Kommandanten, der ihr Anliegen abschmettert. Der

Protest zieht weite Kreise. Goebbels erwähnt ihn in seinem Tagebucheintrag vom 30. März 45.

Der 1925er H. trifft im Stollen seinen in der Bergstraße ausgebombten Lehrer Kartels wieder, der seinen Schüler, aus dem zwischenzeitlich ein Doktor med. geworden ist, freudig begrüßt. Beim gemeinsamen Ausharren unter Tage leert sich die Flasche „edlen Moselweins“ sicher schnell.

Nachkrieg – Gefangenschaft und Krankheit

Nach dem offiziellen Kriegsende am 8. Mai 1945 liegt Deutschland am Boden. Die Häuser der größeren Städte zerstört, Millionen auf der Flucht, Soldaten – und dazu gehört das Gros unseres Jahrgangs – in Gefangenschaft. Für einige der von uns Beobachteten geht die Zeit hinter dem Stacheldraht der Siegermächte einher mit Krankheit und körperlichen Gebrechen. Sie sind mit 40 Jahren keine jungen Soldaten mehr, als die Kanonen schweigen. Auch wenn sie den Krieg selbst unbeschadet überstanden, stellen sich durch Hunger und Kälte 1945/46 Gebrechen ein. In wenigen Monaten altern sie rapide.

Regierungsbaurat Ernst B., der vom Ruhrkessel im April 45 in amerikanische Gefangenschaft gerät, bekommt von alliierter Seite zu spüren, was es heißt, Kriegsverlierer zu sein und in einem Verbrecherregime funktioniert zu haben. „Der moralische Druck, den ich verspürte, war fast ebenso belastend wie die körperlichen Strapazen der ersten Zeit der Gefangenschaft.“ Deutschland liegt am Boden – das ist wörtlich zu nehmen. B. weiter: „Zuerst wurden wir in Remagen bei Regen, Sonnenschein und Kälte, ohne Decke oder Zeltplane, unter freiem Himmel und mit dünner Verpflegung auf einer Wiese eingepfercht.“

Für B. geht es weiter in ein Sammellager des nordfranzösischen Compiègne. Nicht nur vor den Amerikanern muss er auf der Hut sein, der Offizier B. wird von Landsleuten drangsaliert. „Aber die von den Amerikanern eingesetzte Lagerpolizei, die sich hauptsächlich aus deutschen Kriegsgefangenen des Mannschaftsstandes rekrutierte, deren Charaktereigenschaften ich nicht näher schildern möchte, sorgte schon dafür, daß es uns nicht wohl erging.“ Die Machtverhältnisse des Krieges

drehen sich um, Rechnungen werden beglichen. Abgemagert wird er im Spätwinter 1946 im Bonner Hofgarten auf freien Fuß gesetzt

Bayer-Chemiker Dr. Werner S. trifft es noch härter. Erst war sein Einsatz im Werk kriegswichtig, dann kommt er im März 45 zum Volkssturm. Ein Dreivierteljahr verbringt er als Insasse eines Lagers in der Normandie, ist so erschöpft und mager, dass er nicht zum Arbeitseinsatz eingeteilt wird. Zwei Monate kämpft er mit Durchfall und erfährt, als er einen Tag vor Weihnachten 1945 nach Leverkusen zurückkehrt, dass seine Frau gestorben ist. Sohn Lothar ist da drei Jahre alt.

Albert B., Jurist und Volkswirt und am Landgericht Köln tätig, steht von Mai 1940 an im Feld, gerät schon Weihnachten 1942 in rumänische Gefangenschaft, die in eine sowjetische übergeht. Lange wissen die Kameraden aus der Klasse nur, dass sich sein Standort „jenseits des Kaukasus auf Iran zu“ befindet. Mit größten Mangelerscheinungen kehrt er im September 1947 zurück in sein Haus in der Siegburger Luisenstraße 62, um festzustellen, dass es für ihn kein Zurück ans Gericht gibt. Lange braucht er zur physischen Wiederherstellung, zu lange war er raus. Er übernimmt das elterliche Geschäft, sitzt von 1958 bis 64 für die CDU im Stadtrat.

Ein bemerkenswerter Sonderfall ist der von Dr. Karl S., dem genialen Mathematiker und Physiker, der bei Telefunken und in Speers Rüstungsministerium tätig ist. Er erlebt das Kriegsende in Berlin, die Sowjets bieten ihm an, im eigenen Sektor eine Großforschungsstelle aufzubauen. Andrei Schdanow, ein enger Vertrauter Stalins, beendet das Projekt, S. wird mit 250 seiner besten Mitarbeiter kurzerhand in die Nähe von Moskau gebracht, um dort ausschließlich für Hammer und Sichel zu arbeiten. Wissenstransfer auf die diktatorische Art.

Fünf Jahre ist er in der Sowjetunion, wird vor seiner Entlassung 1952 höchstwahrscheinlich zu totaler Verschwiegenheit über sein Tun vergattert. Für die Chronik 1965 trägt nur einen Allgemeinplatz bei: „Die Jahre in der Sowjetunion waren sehr wechselvoll, aber immer waren gute Arbeitsmöglichkeiten, speziell auch in wissenschaftlicher Richtung, gegeben.“

Nach der Rückkehr wechselt er von Telefunken zur AEG, leitet dort die Forschung, ist Mitglied der deutschen Atomkommission und baut ein Haus in Königsstein im Taunus. Dr. Karl S. gehört zweifelsohne zur Elite der jungen Bundesrepublik.

Rückkehr in den Beruf

Ein hochemotionales gesellschaftliches Thema war lange die Permanenz der höchsten Funktionsträger nach 1945: Mit dem Banker Hermann Josef Abs und dem Propagandisten/Journalisten Henri Nannen seien nur zwei Beispiele einer Doppelkarriere in Diktatur und Demokratie genannt

Auf unserer Betrachtungsebene bestätigt sich das Bild zum Teil. Ab 1947 nehmen Karrieren wieder Fahrt auf. Von maßgeblicher, also alliierter Seite ist das Wiedereinsetzen der einstigen als neue Taktgeber in Fabriken, Behörden und Schulen durchaus verständlich. Das Fachwissen wird beim Wiederaufbau gebraucht, der Wiederaufbau ist vor dem Hintergrund des Kalten Krieges notwendig. Die Bundesrepublik soll Partner der Westens in einer bipolaren Welt werden.

So finden sich in der Chronik von 1965 mit Fritz S. ein Jurist, der 1944 am Oberlandesgericht in Köln tätig ist, 1950 dorthin zurückkehrt und 1954 zum Senatspräsident am Landessozialgericht in Essen avanciert. Architekt Ernst B., der unter Hitler Unterkünfte für die Truppe baute, wird Leiter des Staatlichen Hochbauamtes Mainz. Hanspeter M. arbeitet weiter für die Bahn, er avanciert zum Oberbaudezernenten in Hannover. Unterschied: Die Bahn heißt jetzt Bundes- und nicht mehr Reichsbahn.

Der bislang noch unerwähnte Journalisten Theo H. arbeitete im Krieg beim Verwaltungsrat der Reichspresse in Berlin und baute die „Deutschen Soldaten-Zeitungen“ in Paris und Brüssel auf. Am 1. Oktober 1949 übernimmt er die Leitung der Essener Allgemeinen Zeitung, um 1954 als Verlagsleiter zur Oldenburger Nordwest-Zeitung zu wechseln. Hansen stirbt 1962 an einem Herzinfarkt. Wir wollen im Folgenden weitere, besondere Karrierewege näher beleuchten.

Ernst R. und die alliierte Demontage

Vor und im Krieg leitete Maschinenbauingenieur Ernst R. wie erwähnt die Nürnberger Fabrik der Dynamit A.G., die Munition herstellt, ist eingebunden in die Kriegsplanungen in Berlin. Als Teil des IG-Farbenimperiums wird das Werk 1945 von den Amerikanern beschlagnahmt, R. mit Berufsverbot belegt. Der Macher wird arbeitslos, ist der einzige in der großen Runde seiner Klassenkameraden, der sich zur Entnazifizierung und zum Spruchkammerverfahren äußert. „Nach unendlich viel

Ärger, Verdruss und Demütigung“, wie er notiert, wurde es im Oktober 1946 abgeschlossen.

In seiner neuen Stellung als Technischer Leiter eines Landmaschinenherstellers in Karlsruhe erlebt er Rückschläge. „Von März bis Mai 1947 holte man uns alles, was an Maschinen wertvoll war, unter dem Motto ‚Demontage‘ und ‚Restitution‘ weg. Seitdem bemühe ich mich, auf dem Wege des Kaufes, Tausches und der Miete neue Maschinen hereinzubekommen.“ Es geht bergauf, dann wieder bergab.

Die Sieger schicken Kommissionen, überprüfen, befehlen. Am 9. Dezember 1948 ist er „mit dem Amis restlos auseinander“, die komplette Demontage der Anlagen vollzieht sich Anfang 1949. Im selben Jahr kehrt R. in die Provinz seiner rheinischen Heimat zurück. In Ruppichterath wird er betraut mit der technischen Leitung und Neuorganisation der Firma Hugo Willach & Söhne, die Möbelschlösser und -beschläge produziert. Er erhält Angebote seines alten Betriebs Dynamit-Nobel in Nürnberg, lehnt diese ab.

Josef W. – der lange Schatten der Nazijustiz

Im September 1944 lodert ein Feuer im Hof des Trierer Justizgebäudes. Leonhard Drach und sein Kollege Ernst W., der karrierebewusste Sohn des Eitorfer Bürgermeisters, haben es entfacht. Sie verbrennen die Akten des Sondergerichts für Luxemburg, an dem sie als Staatsanwälte agierten. Die Männer haben guten Grund, die Schriftstücke beim Anrücken der Alliierten dem Feuer zu übergeben.

W. hat in den zurückliegenden Jahren im Großherzogtum mit Anklagen nicht gegeizt. 166 politisch motivierte Zuchthausurteile und 44 Gefängnisstrafen sollen auf seine Anklage hin gefällt worden sein. Darunter Delikte wie die Verweigerung des Reichsarbeitsdienstes oder das Hören verbotener Radiosender.

1966 gräbt der SPIEGEL den Fall W. aus und weiß zu berichten, dass der Ankläger die Luxemburgerinnen und Luxemburger, die er vor den Kadi zerrte, schon mal als „Sauweib“ oder „Volksschädling“ titulierte. Die Luxemburger hatten ihn 1946 in Eitorf aufgespürt, hielten ihn zweieinhalb Jahre in U-Haft, verurteilten ihn zu zehn Jahren Zuchthaus wegen „systematischer Terrorisierung der Luxemburgischen Bevölkerung“. W. entzog sich der Verhandlung und Verurteilung, weil er aus dem „Auf Ehrenwort“ erwirkten U-Haft-Urlaub nicht zurückkehrte.

Warum interessiert sich der SPIEGEL 1966 für W.? Der Siegburger Abiturient war zwischenzeitlich zum 1. Staatsanwalt in Koblenz aufgestiegen, als sich die Stimmen mehrten, ihn aufgrund des Vorlebens aus dem Amt zu entfernen. Mit seinem Kollegen Drach, auch er in Rheinland-Pfalz, nämlich in Frankenthal, als Staatsanwalt tätig, wurde er beurlaubt.

W. klagt erfolgreich gegen die Beurlaubung, sie enthält stümperhafte Formfehler. Auch gegen seine Versetzung in die Bauverwaltung der Koblenzer Bezirksregierung wehrt er sich erfolgreich vor dem Verwaltungsgericht. Als eine Schlappe für die Demokratie kann gelten, dass ein parlamentarischer Untersuchungsausschuss in Mainz sich außer Stande sieht, die Fälle des Trierer Sondergerichtes für Luxemburg aufzurollen. Die Akten waren ja vernichtet.

Wie äußert sich nun W. in der Chronik? Wenig ausführlich, nebulös, in keiner Zeile reuig: „Der Staatsanwalt hatte sich – man sollte es begreiflich finden – in Luxemburg nicht beliebt machen können.“

Mit Genugtuung stellt er fest, man habe in deutschen Justizkreisen erkannt, dass das Urteil des Großherzogtums gegen ihn „rechtlich unhaltbar“ ist. Dennoch fühlt er sich in seinem Fortkommen blockiert. „Meinen Dienstaufgaben nach wäre ich längstens Oberstaatsanwalt, wenn nicht das Räuspern eines gewissen Alliierten und die bundesrepublikanische Optik wären.“

Er scheint in anderer Hinsicht bestens in die bundesrepublikanische Optik zu passen. Er meldet den alten Kameraden aus dem Gymnasium: „Nettes Eigenheim, der Junge studiert, Auto vorhanden – Bundeswirtschaftswunderwohlstand.“

Geistliche als Aufbauhilfen

Ora et Labora heißen gleich zwei Bände der Reihe „Siegburger Blätter“, die sich mit dem Wiederaufbau der Abtei nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigten. Pfarrer und Ordensbrüder sind in der Zeit nach 1945 die Pfeiler, an die sich das geschlagene Volk anlehnt: Vertreter sind Ildefons Schulte Strathaus, der Siegburger Abt mit der Schüppe, oder Kardinal Frings, der heimliche Nachkriegskanzler, der das Stehlen aus der blanken Not heraus legitimierte.

Die Geistlichen unserer Chronik fügen sich ein in dieses Bild. Ludger K.-H. ist 1947 Teil der Ordensgemeinschaft auf dem Michaelsberg. Von 1920 bis 1922 gehört er

dem Jahrgang an, macht 1925 im hessischen Ilbenstadt, wo er in eine klösterliche Neugründung der Benediktiner eintritt, sein Abitur. Später unterrichtet er ebendort Geschichte und Griechisch, bis Kloster und Klosterschule von den Nazis aufgelöst werden und er zurück nach Siegburg, in die Abtei St. Michael, umzieht. Auch dieses Kloster wird 1941 von der Gestapo aufgelöst, K.-H. wird Pfarrer in Esch nahe Bergheim.

Mangels geeigneter unbelasteter Alternativen wird K.-H. von den Amerikanern 1945 zum Bürgermeister ernannt. Sein Weg führt im April 1946 abermals zurück nach Siegburg. „Seelsorgerisch in allen Sparten tätig“ sei er, so teilt er in der Chronik mit, und unterricht ab 1954 katholische Religion an der Berufsschule.

Nach Essen zu Kaplan Walter H.. Die im Stadtteil Holsterhausen beheimatete Gemeinde verliert im Krieg restlos alle Gebäude. Da der Pfarrer der Gemeinde wegen Krankheit häufig ausfällt, ist H. die treibende Kraft und hilft mit, die Pfarr- und Kaplanswohnung herzurichten, Kindergarten und mehreren Notkirchen zu errichten. Der Aufbau der total zerstörten Kirche gelingt.

Gleiches Bild nach der Berufung nach Köln-Buchforst im September 1951. „Ganz trostloser Anfang. Keine Wohnung, nur ein halb aufgebautes Gotteshaus. Nach einjähriger Arbeit wurde das Pfarrhaus bezogen, nach zwei Jahren ein neues Jugendheim, inzwischen wurde die Kirche wiederhergestellt. Einige Jahre später eine Kindertagesstätte für über 100 Kinder. Dann wurde in einem heftigen Kampf eine kath. Schule gebaut.“

Gottfried Herkenrath und der Chorgesang

Kultureller Aufbauarbeiter in Siegburg nach dem Krieg ist Gottfried H.. Erst mit der Rückkehr aus der Gefangenschaft 1946 widmet er sich hauptberuflich seiner Leidenschaft, der Musik. Er gründet den Schubertbund, erringt mit diesem u.a. den „Preis der irischen Nation“ auf der grünen Insel. Er leitet außerdem den Kirchenchor an St. Anno, den Wahlscheider Männergesangverein und führt auch den Werkschor der Klöckner-Mannstaedt-Werke zu ungeahnter Blüte. Als er im November 1962 stirbt, füllen lange Nachrufe die Seiten der Lokalpresse.

Umgang mit der Vergangenheit im Dritten Reich

Eines können wir diesem Kapitel vorwegschicken: Wir wissen nicht, wie viele Parteimitglieder es in unserem Jahrgang gab, wie groß die Überzeugung oder das Mitläufertum waren, aber mit einer dezidierten Haltung **gegen den** Nationalsozialismus war Karriere nicht möglich.

Über das Unrechtsregime und die eigene Teilnahme an Unrechtsaktionen fällt kein ein Wort, wie wir im Fall des Sondergerichtsstaatsanwalts W. gesehen haben. Der staatliche Rahmen, in dem man in den Beruf einstieg und sich nach oben arbeitete, spielt in den Berichten bis auf ganz wenige Ausnahmen keine Rolle, obwohl er in Wirklichkeit sehr wohl eine Rolle spielte. Wir haben bei den Aufrüstern, wie ich sie nennen will, die Teilnahme an allerhöchsten Gremien dargestellt.

Umso befremdlicher wirkt es, wenn Dr. Karl S., unser naturwissenschaftliches Genie, von der Zeit im Stabe Speers sagt, er hätte „mit politischen Dingen nichts zu tun gehabt“. Die Aussage ist klar: Ich war dabei, habe aber ausschließlich geforscht und getüftelt. Was mit den Ergebnissen meiner Arbeit geschah, lag nicht in meiner Hand, das haben andere zu verantworten.

Aussagekräftig, weil eine Aussage verweigernd, sind die Einlassungen von Dr. Werner S., dem Chemiker bei Bayer. „Unser Arbeitsgebiet umfasst hauptsächlich die Produktion organischer Farbstoffe und die wissenschaftliche Bearbeitung der damit zusammenhängenden Fragen. Nur während des Krieges wurden zeitweise andere Arbeitsgebiete in Angriff genommen.“ Welche Arbeitsgebiete? Chemische Kampfstoffe? Wir erfahren es nicht.

Als NS-Parteigänger wird lediglich Peter K. beschrieben. 1925 bricht der hochintelligente, aber psychisch labile Kölschbach mit der katholischen Kirche, was ihn von seinem Elternhaus entfremdet. Er liest und verehrt Nietzsche, studiert recht wahllos Physik, Philosophie, Geographie, schließt sich der nationalsozialistischen Bewegung an. Den Freunden berichtet er in einem Brief aus dem Jahr 1937, dass ihn persönliche Angelegenheiten zu Studienzeiten mehrfach aus dem Gleis warfen.

Nach langem Studium wird er 1933 Lehrer an der Berufsschule in Hennef, was ihm nicht zusagt. „Ich soll hier bleiben, was nicht mein Wunsch ist. Es ist mir furchtbar eng hier. Verliebt war ich oft, verlobt bin ich ein einziges Mal gewesen. Ans Heiraten denke ich vorläufig nicht. Lese unheimlich viel, baue augenblicklich meine

Dissertation, bin immer noch politisch tätig, spiele intensiv Schach und habe gelernt, das Leben zu nehmen, wie es ist.“

K. meldet sich früh freiwillig zur Wehrmacht, zieht 1940 gern in den Krieg. „Das Soldatsein macht mir wirklich Freude, das kann ich ganz offen sagen.“ Er fällt am 23. Januar 1944 vor Leningrad.

Der bekennende Nationalsozialist ist ein Suchender, ein beruflich Erfolgloser, ein Mensch ohne familiäres Fundament. Er entspricht nicht dem bürgerlichen Ideal. Mitleidig bemerken die Freunde nach seinem Tod: „Es ist die Beichte eines Mannes, der während der ganzen Gymnasialzeit in seinen Leistungen in der Spitzengruppe stand, der es aber dann – auf eigene Füße gestellt – ungemein schwer hatte, mit dem Leben fertig zu werden.“

Reibungen mit dem Regime

Einer der ersten, der die Allmacht der Nazis zu spüren bekommt, ist Lehrer Kartels. Er wird im Zuge der Gleichschaltung der Vereine bedrängt, als Vorsitzender und Gründer des Verbands der Auslandsdeutschen in Siegburg der NSDAP beizutreten. Er lehnt ab, weil er nach eigener Aussage schon „allzu viele Rücksichten auf die Partei hatte nehmen müssen“. Er verliert den Vorsitz, bleibt einfaches V.D.A.-Mitglied.

Kartels Lehrerkollegen Emil B., der im Jahrgang der 1925er evangelische Religion unterrichtete, trifft es noch härter. Er ist Demokrat und hat pädagogische Reformlektüre im heimischen Bücherschrank. 1933 wird er denunziert, seine Bücher konfisziert. Monatelang darf er nicht unterrichten und wird nach Duisburg versetzt.

Bei Kaplan Walter H. ist es die Institution Kirche, die ihm ein gewisses Maß an Widerstand gestattet. Darauf ist er berechtigterweise stolz. Er zitiert in der Klassen-Chronik von 1965 aus einer Schrift der Wipperfürther Kolpinggesellen, denen er vorstand, ehe er nach Essen wechselte: „Als dann die nazistische Zeit ihre Schatten vorauswarf und mit der Machtübernahme allen religiösen und kirchlichen Bestrebungen der Kampf angesagt wurde, hatte der Wipperfürther Gesellenverein das Glück, seit 1931 in Kaplan H. einen Präses gefunden zu haben, der mit jugendlicher Begeisterung, aber auch mit Mut und unleugbarem Geschick es verstand, die Kolpingfamilie zu einer festen, widerstandsfähigen und opferbereiten Schar zu schließen.“

Theo L., der in der Untersekunda vom Siegburger Gymnasium auf ein Internat nach Wipperfürth wechselte, bringt seine offen geäußerte Ablehnung der NS-Grausamkeiten fast den Tod. Der Chirurg und Stabsarzt arbeitet in Luftwaffenlazaretten in Italien und Nordafrika, muss zwei politische Prozesse wegen Zweifel am Endsieg und Protesten gegen die Massenhinrichtungen an den Juden über sich ergehen lassen. Er wird in ein Lazarett nach Bukarest strafversetzt, wo er kurz vor dem dritten Prozess („Mich erwartete ein sicheres Todesurteil“) im August 1944 in russische Kriegsgefangenschaft gerät. 1946 kehrt er zurück, führt in den 1950er Jahren eine Praxis in Menden im Sauerland.

Fazit – Was machte die 1925er und ihre Gemeinschaft aus?

„Wir sind die Kinder einer eisernen Zeit“, dichtete Poetin Mascha Kaleko, Jahrgang 1906 wie die heute Porträtierten. „Unser Kinderschreck war der Heldentod, unser Märchenbuch: die Extrablätter. Unsere Leckerbissen: das Karten-Brot, Kanonen - unsere Götter.“

Kinder einer eisernen Zeit, mit denen haben wir es wahrlich zu tun. Überlebensspezialisten. Stehaufmännchen. Mit eiserner Disziplin. Die Biographien, die wir uns besahen, sind meist Erfolgsgeschichten. Titel sind wichtig, sie kommen direkt hinter dem Namen. Werksleiter, Senatspräsident, Rektor.

Das Fundament für den Erfolg legte das Staatliche Gymnasium zu Siegburg, „eine alles in allem gute Schule“ wie es in der Einleitung der 65er Chronik beinahe gönnerhaft heißt. Dabei sehen sich die Akteure als handfeste Macher, nicht als Bücherwürmer oder Theoretiker. „Das praktische Leben und die raue Wirklichkeit haben uns bewiesen, daß es nicht darauf ankommt, möglichst viel Schulweisheit aufzunehmen, man muß sie auch praktisch anwenden können.“

Wie sehr die einzelnen Narrative dem Muster folgen „Ich hab’s nicht leicht gehabt, aber es trotzdem geschafft“, merkt man, wenn man sie den ganz wenigen Berichten derjenigen gegenüberstellt, die sich nicht als Sieger sehen.

Fast scheint es, dass Alfred Posch, Lehrer an einer Schule im oberbergischen Elsenroth, sich dafür entschuldigt, gesundheitlich angeschlagen zu sein, nennt sich selbst ein „Windei“. Die männliche Tatkraft, die uns auf fast allen Zeilen ein treuer Begleiter ist, sie fehlt ihm. Es ist ihm unangenehm.

Dennoch sind die Chroniken keine reinen Projektionsflächen großer Egos. Mit Hingabe wird mühevoll nach den Jahrgangsmitgliedern geforscht, zu denen der Kontakt verloren ging, um sie um einen Beitrag zu bitten. Das Text-Mosaik soll so groß wie möglich ausfallen. Man will der Nachwelt ein historisches Dokument hinterlassen, bisweilen wird in den Kriegsberichten ausdrücklich darauf hingewiesen: „Briefe, wie die unseres Kameraden Gauhe, geben uns heute einen lückenlosen Bericht über die persönlichen Erlebnisse während der schwersten Jahre, die unsere Generation durchmachen musste.“

Man weiß, dass man hautnah dabei war, als Geschichte geschrieben wurde. Man hat selbst Geschichte geschrieben! Nicht zufällig ist in der zweiten Chronik die Historie Siegburgs seit 1064 in einem Zeitstrahl dargestellt.

Der Zitateil „zu dem schlimmsten, was unsere Generation durchmachte“ ist in anderer Hinsicht bedeutsam. Wenn wir fragen, aus welchem Stoff diese Gemeinschaft gemacht ist, dann meine ich: Aus der Vielzahl der gemeinsamen Erlebnisse. Dazu gehören einerseits die griechisch-römischen Gemeinschaftserlebnisse in der Schule bis zum Abitur 1925. Andererseits die Gemeinschaftserlebnisse auf höherer Ebene. Die Erlebnisse der Generation.

Hier geht es um Umbrüche und Revolutionen, um Wendungen der Geschichte, die die Lebensrichtung derjenigen, die dabei sind, beeinflussen. Es geht um kollektive Erfahrungen, die zusammenschweißen. Daran mangelt es unseren Männern nicht. Wer erlebte schon vier verschiedene Deutschlands? Konrad Adenauer vielleicht...

Wie tief das Gemeinschaftsdenken in den Köpfen verankert ist, zeigt ein letztes Beispiel, das wir aus der Chronik bemühen wollen. Bernd-Friedel van der L. ist seit Mai 45 verschollen, die Rote Armee hat ihn nach Russland verschleppt. Daheim weiß niemand, ob er lebt, wie es ihm geht, wo er ist.

Seine Gattin bangt in Wittenberg um ihn, in der sowjetisch besetzten Zone. Lange Jahre schicken die 1925er Geld und Sachmittel zur Ehegattin und ihren Kindern, die noch nicht weiß, dass sie Witwe ist. Sie übernehmen aus der Ferne für den Kameraden die Vaterrolle.

Der „Vater“ in Führungsstrichen, der die Gruppe all die Jahrzehnte begleitete, Ordinarius Kartels, stirbt kurz vor dem 40. Abiturjubiläum seiner „Jungen“ am 1.

Februar 1965. „Uns traf diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Auf einen so schnellen Tod waren wir nicht eingestellt.“